



Der in der Adelheidstraße aufgewachsene und heute in den USA lebende Otto Decker berichtet den Schülern und Schülerinnen der Humboldtschule von seiner Jugend. Ein Fotoalbum leistet wertvolle Dienste. Foto:RMB/HeikoKubenka

„Salome“ als gute Erinnerung

Otto Decker mit erschütternder Erzählung in der Humboldt-Schule

Als Sechsjähriger musste Otto Decker 1936 Wiesbaden verlassen. Jetzt kehrte der Jude mit seiner erwachsenen Tochter Denise für eine Woche in seine Heimatstadt zurück. Von seiner Flucht und Rettung erzählte der Zeitzeuge unter anderem in der Humboldtschule.

Von Christine Dressler

Erschüttert lauschten die Mädchen und Jungen aller drei zehnten Klassen in der Humboldtschule Otto Decker. Wie am Vortag die Helene-Lange-Schüler schluckten sie oft bei dem Bericht des Zeitzeugen, den der Magistrat eingeladen hatte. Der 78-Jährige bedauerte, dass sein gut ein Jahr älterer Bruder Rolf auf die Reise aus Amerika an den Ort der Kindheit aus Gesundheitsgründen verzichten musste. Dafür begleitete ihn Tochter Denise.

Historische Fakten zum Nationalsozialismus musste Decker den Jugendlichen nicht erzählen. Sie kannten alle, hatten dafür aber viele persönliche Fragen. Nur eine beantwortete Decker nicht: Wie sein Leben verlief, als er nach dem Studium in London 1950 in New York ankam, wohin seine

Mutter und Rolf bereits Ende der 40er Jahre ausgewandert waren? „Das ist eine andere Geschichte“, bat er um Verständnis, da die zwei Stunden schon kaum für seine Jugendgeschichte ausreichten.

„Ein Jude ist Erinnerung“, beantwortete Decker als Erstes, warum er anbot, sein Schicksal in Wiesbadener Schulen vorzustellen. Der persönliche Kontakt solle helfen „dass so eine menschliche Katastrophe nie wieder passiert“. Da er „lange kein Deutsch sprach“, erzählte Decker meist auf Englisch und zeigte ein Fotoalbum voller Erinnerungen.

„Ich wurde 1930 geboren“, sagte der in der Adelheidstraße aufgewachsene Sohn eines katholischen Vaters und einer jüdischen Mutter. „Als 1935 die Nürnberger Gesetze die Entrechtung aller Juden besiegelten, war ich fünf Jahre alt.“ Am schlimmsten empfand er, „dass uns nicht mehr erlaubt war, auf öffentliche Schulen zu gehen“. Er habe nicht verstanden, wieso die Eltern ihn und Rolf auf Deutschlands größte jüdische Schule in Frankfurt schickten, und gedacht: „I'm a terrible boy" - „ich bin ein schlimmer Junge“. In dem Internat zu leben, das jetzt wieder jüdische

Schule sei, „war für mich als Sechsjährigen schrecklich“.

Decker schilderte die „Kristallnacht“ 1938. Er betonte: „Sie war das Ende jüdischen Lebens in Deutschland, aber kein Land wollte Juden aufnehmen.“ Nur England habe „in dem Vakuum menschlichen Mitgeföhls“ angeboten, 10000 jüdische Kinder „ohne Eltern“, aber mit finanzieller Sicherung aufzunehmen. „Das hört sich einfach an, aber versetzt euch mal in die Situation unserer Eltern“, machte Decker klar, wie entsetzlich die Entscheidung für seine Eltern war, ihn und Rolf mit einem Kindertransporte fortzuschicken, um ihre Kinder zu retten. „Die Eltern durfte nicht mal mit zum Bahnhof kommen.“ Der Parlamentarier James de Rothschild war bereit, Finanzierung und Unterbringung der 30 jüngsten Buben aus dem Heim zu übernehmen. „Am 16. März kamen wir in London an.“ Decker erinnerte sich an zwei Dinge: die freundliche Begrüßung und die vielen Schornsteine.

Die nächsten Jahre lebten er und Rolf mit den anderen Jungen in Waddesdon, besuchten die Dorfschule, spielten mit einheimischen Kindern und waren gut integriert. „Das Le-

ben war normal, wir hatten nie Hunger, aber wussten nicht, was mit unseren Eltern passiert war.“ Das erfuhren die Brüder erst im August 1945. Ihre Eltern hatten als einzige von allen Eltern der 30 Buben den Holocaust überlebt, obwohl die Mutter in Theresienstadt interniert war. „Dort starb unsere Oma, sie war 85 Jahre alt.“ Heute sei er traurig, dass seine Mutter nie von der Zeit im Konzentrationslager erzählte „und ich sie nie danach fragte“. Erst 1947 durften die Brüder für drei Wochen ihre Eltern in Wiesbaden besuchen. „Wir kehrten in ein völlig verändertes, total zerstörtes Deutschland zurück.“ Die Eltern, „die mich vor acht Jahren weggeschickt hatten, waren für mich Fremde“. Heute bedauere er seine Verständnis- und Gefühllosigkeit. Die müsse für seine Eltern „sehr, sehr schwer“ gewesen sein. Kurz nach dem Wiedersehen starb der Vater. „Meine Mutter hatte nie Probleme, in ihr geliebtes Deutschland auf Besuche zurückzukehren.“ Was er in der Woche noch vorhabe? Am Sonntag sehe er sich „Salome“ im Staatstheater an. Diese Oper habe er als erste seines Lebens beim Besuch 1947 „mit Rolf und meinen Eltern gesehen“.